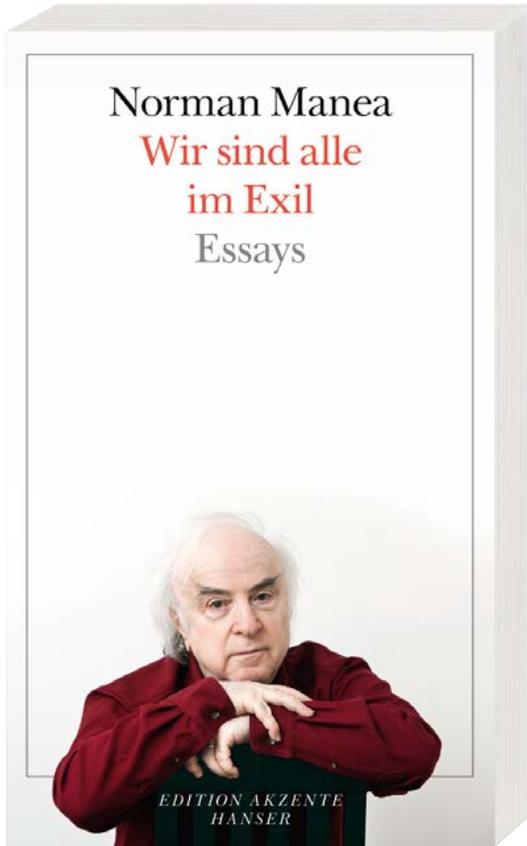


Leseprobe aus:

Norman Manea
Wir sind alle im Exil



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Edition Akzente

Norman Manea
Wir sind alle im Exil

Essays

Aus dem Rumänischen von
Georg Aesch, Roland Erb, Paul Schuster,
Eva Ruth Wemme und Ernest Wichner

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24953-0

© Norman Manea 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

© Natan Dvir / Polaris / laif

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Angelika Kudella, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Inhalt

Wir sind alle im Exil	7
Ein Freund in Berlin	13
Anmerkungen zur exilierten Sprache	35
Bérenger am Bard	57
Saul Steinberg – ein Dadaist?	77
Begegnung mit Cioran	101
Verspätete Enthüllungen	115
Ungleichgewicht auf drei Stützen	131
Jenseits des Gebirgs. Über Paul Celan und Benjamin Fondane	143
Genossin Ana. Antisemitismus und Kommunismus	175
Die fünfte Unmöglichkeit	203

Wir sind alle im Exil

Der oftmals konflikträchtige Widerspruch zwischen zentrifugaler Modernität und zentripetalem Bedürfnis nach Zugehörigkeit hat sich im Tumult unserer Epoche bis aufs äußerste zugespitzt.

Ich habe ihn schon früh zu spüren bekommen und bis ins hohe Alter meiner eigenen Existenz empfunden. Zwischen dem Konzentrationslager im ukrainischen Transnistrien, meinem ersten Exil, und New York, »der Dada-Exilanten-Hauptstadt«, wo ich diese Zeilen nun niederschreibe, liegen die schicksalhaften Prämissen der jüdischen Ethnizität, der rumänischen Staatsbürgerschaft, Erziehung und Biografie und der zentral-europäischen Spiritualität.

Mein Europa ist durch entsetzliches Leid ins 20. Jahrhundert gelangt. Es ist nicht bloß die Wiege der westlichen Zivilisation, sondern auch Ursprung jener zynischen, totalitären Experimente Faschismus und Kommunismus. Ich wurde 1941, mit fünf Jahren, von einem Diktator und einer diktatorischen Ideologie an einen Ort des Todes verbannt, und mit fünfzig zwangen mich in sarkastischer Symmetrie ein anderer Diktator und eine andere diktatorische Ideologie erneut ins Exil – in eine fremde Geografie, eine fremde Geschichte und eine fremde Zivilisation.

Auf das Exil der Deportation, auf den Schock, plötzlich aus dem schützenden Kokon der Familie gerissen und in einen Viehwaggon geworfen zu werden, in eine zusammengepferchte Menge von verängstigten Häftlingen, folgte mit der Befreiung der jugendliche Überschwang des »humanistischen« Ideals universeller Verbrüderung, an dem die Manipulation der kommunistischen Heuchelei ansetzte, gleichermaßen aber auch das langsam steigende Bewusstsein für den Terror der

Tyrannie. Im Angesicht einer geschlossenen Gesellschaft suchte ich das innere Exil in der Zuflucht zu Büchern und Einsamkeit, bis das Elend, das allgemeine Misstrauen, die Unterdrückung des Polizeistaates und des byzantinisch-monarchischen Sozialismus mich aus der Enklave warfen, die meine Heimat hätte sein sollen.

Während meines ersten Jahres im Exil in Westberlin und in Freiheit wurde ich mit Fragen über das Fremdsein regelrecht gemartert.

Es war nicht nur die Entfremdung gemeint, die das innere Exil mit sich brachte, in dem ich lebte, sondern auch die Bedeutung des Exils selbst, in der Gegenwart wie auch in der Menschheitsgeschichte und -kultur, in der Bibel, wo Abraham gezwungen ist, seine Heimat zu verlassen, um eine neue Religion zu gründen, während sein Volk ins Exil nach Babylon und später in die ganze Welt geschickt wird, oder in der griechischen Mythologie mit ihren Entdeckungsreisen ins Unbekannte und in so vielen anderen spirituellen Bezügen über sämtliche Meridiane und Kulturen hinweg.

In meinem ganzen Nachkriegsdasein habe ich in der Lektüre und im Schreiben nach Kraft gegen die äußeren Zwänge gesucht.

Es ist schwer zu glauben, dass das »Ich« in einer totalitären Gesellschaft überleben konnte; der Rückzug nach innen diente jedoch als eine Form von kompensatorischem Widerstand gegen die allgemeine Impotenz und Hörigkeit im grotesken Theater der Demagogie und ihrer Fallen.

Das Ich funktionierte als Zentrum des moralischen Seins, als Mittel der Distanzierung von der verdorbenen Aggressivität ringsum, als – wenn auch nur unsichere – Hoffnung auf Rettung, als unversehrter Bewusstseinsraum. Sogar in einer totalitären Umgebung, wo der Druck der äußeren Umstände jederzeit Oberhand gewinnen konnte, und vielleicht gerade dort, war das Selbst der Ort, an dem sich die zentripetale Notwendigkeit, die eigene Identität unter geheimem Verschluss zu halten, und die zentrifugale Tendenz zur Flucht kreuzten.

Während des spannungsreichen Aufenthaltes in Berlin wurde ich von meinen ehemaligen Landsleuten dazu gedrängt, die deutsche Staatsbürgerschaft zu verlangen, da ich doch in der Bukowina geboren und dort zweisprachig aufgewachsen sei. Viele meiner ehemaligen Mitschüler und Nachbarn aus Suceava, der Nachkriegshauptstadt der Bukowina, hatten diesen Weg beschritten. Die Bukowina hatte ihren Namen vom deutschen »Buchland«, dem Land der Buchen, es hätte auch »Bücherland« heißen können, ist doch der wichtigste deutsche Dichter der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts jener Czernowitzer Paul Celan.

Ich hatte von manchen Banater Schwaben oder Siebenbürger Sachsen aus Rumänien gehört, die ihr Deutschsein wiedererlangten, indem sie bei ihrer Ankunft in der BRD den Beweis darüber erbrachten, dass jemand aus ihrer Familie bei der SS gewesen war, schließlich hatte die nur »reinrassige« Deutsche akzeptiert. So einen Beweis konnte ich nicht vorbringen, aber mich amüsierte diese Information auch nicht.

Den Sprung nach Amerika, in die Neue Welt, hatte ich mir nicht gewünscht und er versetzte mir einen Schock.

Die Entnahme und Ausbürgerung aus der eigenen Biografie schienen mir wie ein Fluch, der speziell für mich als Schriftsteller erfunden worden war, ich hatte kein anderes Hab und Gut als meine exotische Sprache, die ich mitnahm, wie die Schnecke ihr Haus mit auf ihre Wanderungen nimmt, nur dass diese Sprache nutzlos war, nachdem die Seismik mich auf einen linguistisch fremden Planeten geworfen hatte.

Meine Sprache, in die ich hineingeboren bin und die ich in mir trage, ist damals und auch später dennoch mein heilsamer Fluchtpunkt in der Einsamkeit geworden. Mit der Zeit gab sie mir sogar die Möglichkeit, wieder zu mir zu kommen, wieder der zu sein, der ich gewesen war, und gleichzeitig ein anderer. Der Nomade bemühte sich, trotz dieser neuen extremen Erfahrung, die das innere Exil der Heimat ersetzte, trotz des allgemeinen Exils der neuen globalisierten Zeit, das ABC des Lebens noch einmal zu erlernen. (Zu Hause hatte ihn sowohl

der nationalistische Horror als auch die kommunistische Unterdrückung zu einem unerwünschten »Fremden« gemacht.) Es war nicht sehr ermutigend, dass die Freiheit vor allem als wirtschaftliche Freiheit der Wettbewerbs- und Kommerzgesellschaft gesehen wurde, sie erwies sich als äußerst pragmatisch im Umgang mit Egoismus und Vorurteilen, Fortschritt und Solidarität, Gewalt und Großzügigkeit, Diversität und Dynamik.

All das geschah bereits im neuen Jahrtausend nach 1989, das entgegen aller kindischen Vorahnungen kein Ende der Geschichte und der Ideologien bedeutete, sondern einen mit Spannungen und neuen Bedrohungen, mit Versprechen und weiter denn je gefassten Grundannahmen belasteten Neuanfang.

Das Exil, so durfte ich bemerken, stellte mir darüber hinaus die pädagogische Aufgabe der Neubewertung und Erneuerung, der Erforschung des Unbekannten um mich herum und in mir selbst, eines neuen Sicheinfindens in die Welt. Die dazugehörigen Wunden und Risiken ließen mich nicht zurückschrecken vor all jenen anregenden Erkenntnissen und der damit einhergehenden großartigen »Öffnung«.

Dass der nazistische und kommunistische Totalitarismus derart schnell durch religiösen, islamischen Fanatismus und globalen Terrorismus neuer, für ihre Utopie angetretener Kämpfer ersetzt wurde, ist denkwürdig und verlangt nach einer Antwort.

Die gegenwärtige beschleunigte Migration hat ein neues Paradox mit jenen Flüchtlingen hervorgebracht, die versuchen, die Gesellschaft, in der sie gestrandet sind, grundlegend zu verändern, um sie jener anzugleichen, aus der sie kamen, die bereit sind, gesellschaftliche und politische Rückständigkeit, Elend und Tyrannei, die »zu Hause« vorherrschten, zu vergessen. Es geht nicht mehr um die herkömmliche »Assimilierung« im neuen Land, wie sie bisher die Regel war, sondern um die Fortsetzung eines dauerhaften Exils, das von zu Hause in die neue Wohnstätte gebracht wird, und um die Rückkehr

zum Vorbild des Geburtsortes, der ohne jede Hoffnung verlassen wurde. Die überraschende Meldung, dass relativ betrachtet die meisten Freiwilligen des dunklen und blutigen »Kalifats« aus Dänemark kommen, dem für Flüchtlinge gastfreundlichsten Land, sagt bereits viel... Unnötig, die zu Mord und Selbstmord bereiten Gläubigen an das grundlegendste Gebot zu erinnern (»Du sollst nicht töten!«), das in allen Religionen zu finden ist und das durch das barbarische Blutbad, in dem sie sich gefallen, Tag für Tag zynisch verhöhnt wird.

Die direkte Kommunikation im digitalen Zeitalter mittels neuer, allgegenwärtiger, über alle Grenzen hinweg reichender Technik übersetzt ihrerseits das »globale Dorf« in ein Niemandsland, das permanent eines unvorhersehbaren Angriffs harrt.

Das neue Jahrtausend steht im Zeichen des Exils, aller Arten von Exil, sei es im eigenen Land oder in der weiten Welt, in der eigenen Wohnung oder Sprache oder außerhalb derer. Ein immer weiter sich ausbreitender Spasmus, »ein Gespenst geht um in der Welt«.

Die zunehmende Entfremdung schickt immer mehr Bewohner unseres bizarren Planeten ins Exil, die Unsicherheit gebiert düstere Vorahnungen, die Entfremdung funktionalisiert und erweitert ihre Grenzen, indem sie zentrifugal vorgeht, aber auch die zentripetalen und gemeinschaftlichen Reaktionen miteinbezieht, die nach einer neuen religiös-militanten oder nationalistischen, trotz ihrer Vielfalt nie ganz paradoxalen Kohärenz verlangen.

Wir sind alle im Exil, könnte man sagen, der Schriftsteller aber wurde schon immer als Exilbürger betrachtet unter all den übrigen Tätigkeiten und Vorhaben, die bloßer Notwendigkeit obliegen.

Der Sinn der Kunst ist selbstverständlich ein doppelter, ihre Wirkung kann nicht in den Termini des Gemeinwesens gedacht werden, sondern nur in denen des Individuums.

Die Institutionen und Inhalte der Kunst sagen jedoch wiederum viel über den Menschen und die Menschheit aus.

Camus' Meursault ist nicht nur seinem Land, seiner Religion und seiner Familie entfremdet, sondern der Welt und sich selbst. Der Schuss, der den unbekanntem Mitmenschen tötet, mutet ebenso gewöhnlich an wie die brennende, unerträgliche Schönheit eines Nachmittags am Meer. Der unschuldig Schuldige K. scheint jederzeit bereit, die Absurdität einer Justiz des Misstrauens und der Entfremdung anzuerkennen, die ein neues bedrohliches Zeitalter ankündigt. Thomas Bernhard sagte sich als Beweis der Entfremdung von seiner eigenen Identität, von seinem korrupten und scheinheiligen Geburtsland los.

Der Mensch bewirkt und erträgt die lichten und dunklen Veränderungen in der Welt; sein inneres Universum und die von ihm erschaffene Wirklichkeit sind die Prämissen all dessen, was wir uns bewusst werden lassen, das Wunder unentwegten Werdens.

Der Künstler war und ist dabei stets, trotz Einsamkeit und freiwilliger oder erzwungener Exilierung, ein Ritter des Zweifels und der Schönheit, ein zwar oft enttäuschter, aber unentwegt in das menschliche Rätsel verliebter, brüderlicher Komplize bei unserem irdischen Abenteuer.

Der Trost, den die Kunst uns bietet, obschon auch sie so viele unglückliche alltägliche Belastungen überstehen muss, mag sich vielleicht oft als kindlich und machtlos erweisen, als oberflächlich und nicht widerstandsfähig. Wir vermögen nicht mehr wie Dostojewski daran zu glauben, die Kunst könne die Welt retten.

Erinnern wir uns aber, dass Kafka der Literatur einen einzigen Verdienst zusprach, nämlich dass sie uns davonschweben lasse, uns forttreibe vom »Gebiet der Mörder«. Ein wohltuendes Exil von der Schräglage des Alltags, so wagen wir zu glauben, und im krassen Kontrast zu den entsetzlichen Explosionen der Geschichte, zu Holocaust, Gulag und zum religiös motivierten Terrorismus der Gegenwart.

Aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme

Ein Freund in Berlin

Morgens, wenn ich die Augen dem neuen Tag öffne, begrüßt mich die dichtbelaubte Krone des Baumes. Ein gutes Beispiel für unsere Übereinstimmung mit der Zeit. Ich betrachte ihn und denke an die Lektion, die er mir vorschlägt. Er bleibt sich gleich, verkörpert die Beständigkeit der Harmonie, die das innerste Wesen der Natur ausmacht.

Ich blicke auf die Uhr, warte einen bestimmten Zeitpunkt ab. Die Stunde der Alltagsbegegnung. Eine irritierende Abhängigkeit, ein Versteckspiel? Vielleicht sollte jeder allein von sich selbst abhängen. Nichts erwarten, sich selber genügen. Oder sollte man sich zufriedengeben mit der stummen Botschaft, die uns anspricht, wenn wir frühmorgens in den Himmel schauen, den Spatzen im Baum zusehen oder den Baum als solchen betrachten. Vor meinem Fenster wacht ein beträchtliches Exemplar, mit kräftigen Ästen und reichem Laub. Ich verstehe seine Lehren. Und blicke dennoch voll Ungeduld auf die Uhr, warte auf den Postboten.

Bleibt der Briefkasten leer, dann ist mir, als sollte ich daran erinnert werden, dass ich allein bin, mich allein in der Welt zurechtfinden muss. Es ist heilsam, sich immer wieder die schlichte Wahrheit vorzuhalten, dass wir nicht mehr Kinder sind. Und dann merken wir doch, dass wir – wie immer man es betrachte – die Gleichen geblieben sind: Hastig öffnen wir den Briefumschlag, und unversehens umgeben uns Freunde und Landschaften, durchklingen uns mit ihrer eigenen Sprache.

Was suchen wir auf Reisen? Abenteuer, Vergessen, Therapie? Das seltsame, rätselhafte Vibrieren des Zufalls, aus dem sich unser Ort zwischen Ewigkeit und Vergänglichkeit entschlüsseln ließe?

Man könnte mich fragen, ob ein längerer Aufenthalt in fremdem Land nicht zu einer pathetischen Übertreibung jenes Relais verführt (die Reise, die Briefe, der Austausch). Ohne Zögern und aus eigener Erfahrung könnte ich darauf antworten, dass ich diesen spannungsvollen Zustand ja schon von daheim kenne – seit Jahrzehnten. Ich finde bloß wieder, was ich zu Hause schon hatte. Finde mich sozusagen selber wieder in diesem beunruhigenden Zustand. Ein Grund mehr, über seinen Sinn und seine Beziehungen nachzudenken.

»Partir, c'est mourir un peu« – für die meisten hat das geflügelte Wort längst seinen melancholischen Beiklang verloren.

Das Reisen ist – zumindest auf einem Teil unseres Planeten – zu einer gewöhnlichen Möglichkeit, ja zur Mode geworden. »Partir, c'est changer un peu« ... Ein natürliches Bedürfnis nach kurzer Flucht aus dem Alltag, nach Regenerierung, nach Begegnungen mit Neuem. Sehnsucht nach Unbekanntem, Exotischem. Eine trügerische Therapie. »Partir, c'est tricher un peu« ...

Doch die Standards des Westen sind nicht überall gültig. Man sollte die Kontraste und Widersprüche unserer Welt nicht übersehen. Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in vielen, wenn nicht den meisten Zonen der Erde kommen dem Bedürfnis nach Freizügigkeit, nach emotionalem und informellem Austausch nur sehr beschränkt entgegen.

Ich bin an einem klaren und kalten Sonntag aus Bukarest abgeflogen. Die Stunden des Abschieds, die ich mit meinen Freunden verbrachte, waren beschwert von einer wachsenden, schmerzlichen Unsicherheit, die wir nicht zu benennen wagten. Wir waren in ein graues Schweigen gehüllt, das nur ab und zu von einem Seufzer oder vom Klang der Gläser unterbrochen wurde.

In Kriegszeiten ging es beim Abschiednehmen vermutlich ebenso zu. Aber Krieg gab es zurzeit ja nur zwischen dem Irak und dem Iran, in Nicaragua oder weiß Gott in welchen anderen Fernen, die wohl auf der Landkarte verzeichnet sind, aber

nicht im eigenen Gedächtnis. Wir versprachen uns ein glückliches Wiedersehen bei heiterer Stimmung für alle ...

Dabei hätte ich vielleicht gar keinen Grund zu besonderer Aufregung gehabt, es handelte sich ja nicht um meine erste Auslandsreise, auch nicht um meinen ersten Flug. Vergleiche ich mich mit vielen Mitbürgern, dann habe ich recht früh mit dem Reisen begonnen. Schon als Fünfjähriger meine erste Reise; von einem Ort zum anderen, in Viehwaggons, in Bauernwagen oder zu Fuß, ohne Hoffnung, dass das Lager, zu dem wir unterwegs waren, besser sein würde als das gerade verlassene. Und vierzig Jahre später mein erster Flug über die Grenzen Rumäniens ...

Meine jetzige Reise fiel zusammen mit einem reifen und runden Alter, der Ton und das Tempo der Zeit waren anders geworden. Und mein Reiseziel stand in vielen Bezügen, die auf der Landkarte wie in meinem Gedächtnis verankert waren.

Am Samstag vor dem Abflug vermied ich jede Begegnung. Nur eine wollte ich mir nicht entgehen lassen. Ich erwartete meinen Gast in der Vorhalle des Treppenhauses neben dem Aufzug. Er kam pünktlich um 11.30 Uhr. Ein kleiner und schwächlicher Mann mit schütterem blondem Haar und einem andauernden schüchternen und verlegenen Lächeln. Bleiche Wangen, blaue, feuchte Augen. Sein blauer Overall war wie immer zerknittert, seine Hände zitterten leicht.

Er schwankte unter der Last seiner Tasche. Er packte seine Stapel aus, stellte sie auf den Heizkörper. Ich wartete ab, bis er die ganze Ladung sortiert hatte.

Als er wieder gehen wollte, trat ich ihm aus dem Halbdunkel entgegen. Ich grüßte ihn und reichte ihm die Hand. Bat ihn, für ein paar Augenblicke in meine kleine Wohnung im dritten Stockwerk hinaufzukommen. Er schien überrascht, fragte aber nicht weiter. Er nickte bloß zustimmend mit seinem kleinen spitzen Kopf. Im engen Aufzug spürte ich wieder einmal seinen spezifischen Geruch, ein Gemisch aus Schweiß, Schnaps und Seife. Und er war ausnahmsweise frisch rasiert.

Ich ging voraus und bot ihm einen Stuhl an. Auf dem Tisch

warteten eine Flasche und zwei Gläser. Ich schenkte ein. Trank ihm zu. Er stellte keine Fragen, hob bloß die schwere Ledertasche von der Schulter, stellte sie neben einem Stuhlbein ab, setzte sich. Er blickte mich wartend an. Wie sollte ich nur beginnen?

Seit Jahren schon bin ich mit einem Text beschäftigt, der mir einfach nicht gelingen will. Er geht in mir um, wechselt von Variante zu Variante, ich habe es einfach nicht geschafft, mich an den Schreibtisch zu setzen und – komme was wolle – einen Anfang zu machen. Der Stoff war wohl zu bedeutsam für mich, gerade darum aber fürchtete ich, ihn durch Flüchtigkeit oder durch hochtrabende Phrasen zu zerstören. Ich suchte eine doppelbödigere Erzählstruktur für die geheimnisvolle und spiegelungsreiche Beziehung, um nicht zu sagen: Komplizenschaft zwischen dem Thema und dem Helden der Geschichte, zwischen Subjekt und Objekt. Wobei das Objekt weit mehr war als bloß Objekt: eine Möglichkeit, eine Schaltstelle, eine Manie. Wenn es mir gelang, zu schildern, wie der Held der Geschichte, der ich selber war, täglich um die gleiche Stunde die drei Treppen zur Eingangshalle hinabließ, um das Zauberkästchen zu öffnen, dann ließe sich wohl auch alles herauslesen, was bis zu diesem aus Trance und Abhängigkeit bestehenden Augenblick geschehen war und was – aller Wahrscheinlichkeit nach – in Zukunft geschehen würde ... Ich betitelte den ungeschriebenen Text: »Definition des Objekts«. Die Prämissen, nach denen die Geschichte ihren Lauf nehmen sollte, waren klar, ebenso, dass sie unausgesprochen bleiben mussten; außerhalb der Sprache sollte sich die heimliche Identifizierung mit dem Verhältnis zwischen Mensch und Objekt entwickeln, nämlich dem Menschen, den wir dereinst, nach unserem Tod, als unser Schicksal bezeichnen, und dem Objekt, das er täglich, brocken- oder häppchenweise, mit Botschaften aus jenem Schicksal beliefert, das noch im Entstehen ist.

Das Männlein, das vor mir saß, hätte es mir behilflich sein können? Es hätte mich höchstens für verstiegen gehalten. Mein Zögern hätte ihn gewiss nicht zum Reden ermuntert.

Schließlich fragte ich ihn, was ihn zu seiner Berufswahl veranlasst habe. Er erzählte. Er hatte in einer Schreinerei gearbeitet, es dann aber mit der Lunge gekriegt. In vielen Spitälern gelegen; Berufswechsel; eben Postbote geworden.

War kein Kinderspiel, täglich zweimal, vormittags und nachmittags, bei Regen und Frost und Sonnenglut durch den Dreck der ungepflasterten Straßen zu stapfen, mit der schweren Tasche voller Briefe und Zeitungen. Und dennoch so anders als in der Schreinerei, wo er nicht hatte weiterarbeiten dürfen. Und das Gehalt gar nicht so schlecht. Und dann die Leute, die einem für ein Päckchen, eine Postüberweisung immer wieder ein kleines Trinkgeld zustecken. Es ergeben sich bestimmte Beziehungen zu den Menschen. Man wird erwartet, man ist Kurier, im Guten wie im Bösen, wird zum Faktor in ihrem Leben.

Wie aber sollte ich nun die Rede auf den Hausbriefkasten bringen, ohne ihn zu verwirren? Etwa Betrachtungen darüber anstellen, dass dieses banale Blechkästchen für Augenblicke Nachrichten des Schicksals enthält, von Freunden und von der Polizei, vom Arzt und von der Geliebten, von den Eltern und vom Großen Unbekannten, dessen Namen wir nur in Pseudonymen und Verschlüsselungen anzusprechen wagen. Solch ein anspruchsvoller Vortrag würde den Mann nur abschrecken und die Chancen auf ein vertrauliches Gespräch hoffnungslos verbauen.

Ich füllte die Gläser nach, stieß mit ihm an. Teilte ihm mit, dass ich ein paar Monate abwesend sein würde. Bat ihn, die Post für mich, wie auch sonst, wenn ich verreist war, bei der Nachbarin aus der gegenüberliegenden Wohnung abzugeben. Er leerte das Glas in einem Zug. Ich wusste, dass er gern trank. Er nahm auch ein Stück Kuchen. Blickte mich verschmitzt an, lächelte verstohlen. Ich erriet, woran er dachte. Und schenkte noch einmal ein. Er wischte sich die Lippen mit dem Handrücken.

»Fahren Sie weit weg?«

»Nicht allzu weit. Die Welt ist klein geworden, alles ist nah.«

»Ja, ja, ich verstehe. Wollte eigentlich fragen, ob es nach drüben geht?«

»Ja, in den Westen.«

»Ach so, ich verstehe. Und wirklich bloß für ein paar Monate? So sagten Sie doch. Soll ich das glauben?«

»Na hören Sie! Ich hab's ja gesagt: für ein paar Monate. Ich muss doch zurückkommen.«

»Schon gut, schon gut, ist nicht mein Bier. Hab bloß so dahergeredet, nichts für ungut. Selbstverständlich werde ich die Post für Sie bei Ihrer Nachbarin, der Lehrerin, abgeben. Das soll Ihre geringste Sorge sein. Hauptsache, Sie sperren dort drüben Augen und Ohren auf und bewahren einen klaren Kopf. Mit Ihrer Post wird's schon klappen, kein Problem!«

Er erhob sich, bedankte sich verlegen, schulterte die Tasche und schlüpfte zur Tür hinaus. Ich weiß wohl, warum mir von jeher so viel an einem zwar freundschaftlichen, aber distanten Verhältnis zu ihm gelegen war. Jetzt aber hatte ich – als handle es sich um eine Schuldigkeit, ein Ritual – einfach dem Bedürfnis nachgeben müssen, von Angesicht zu Angesicht, wie mit einem anonymen Freund, mit diesem Menschen zu sprechen, mochte er auch nichts von der Bedeutung ahnen, die er in meinem Alltag hatte, nichts von Bangigkeiten und Hoffnungen, die von ihm abhingen.

Ich wusste wenig von Berlin. Und wusste doch, dass diese Stadt, auf eigene Weise, mein Schicksal bestimmt hatte. Der Krieg und alles, was mir und den meinen zugestoßen war, ist von hier ausgegangen. Und alles, was ich nach dem Krieg erlebt habe, könnte als Kriegsfolge aufgefasst werden – ist es wohl auch. Die unbekannte Stadt war – ohne mein Dazutun – immer ein fester Punkt für mich. Meine Reise war so etwas wie eine Pilgerfahrt zu dem Ort, an dem über mein Schicksal entschieden wurde – und über das Schicksal so vieler anderer. Natürlich darf man nicht immer nur rückwärts blicken. Jede Kanonisierung führt zu Totenstarre. Ich misstrauere allen, die auf ihre Erinnerungen, ihre Leiden fixiert sind wie auf eine toxische Routine. Aber ebenso misstrauere ich allen, die jede Bindung an

die Vergangenheit ignorieren und in rauschhafter Amnesie sich allein der flüchtigen Gegenwart hingeben. Das Leben ist eingespant zwischen die Konflikte und Lehren, die wie alles Gegenwärtige und alles Vergangene zu den Erfahrungen des Menschen gehören. Niemand kann dem Kreislauf entfliehen, der jeden Augenblick Gegenwart so schnell zur Vergangenheit macht und den nächsten Augenblick Zukunft so schnell zu Gegenwart.

An einem Mittag traf ich ein. Bei frostigem, stürmischem Wetter. Die ganze Stadt flimmerte von Speeren und Bändern aus Neonlicht. Meine Wohnung war hell und geheizt. Ich ging auf die Straße, um mein neues Domizil zu lokalisieren. Ratenauplatz. Ich versuchte, mir einiges über den Mann in Erinnerung zu rufen, den man durch die Benennung dieses Platzes geehrt hatte. Dachte aber auch an die Gestalt, die Musil in seinem großen Roman verewigt hatte ... Dieses Zusammentreffen bei meiner ersten Berührung mit der Stadt war in der Tat eine glückliche Kombination des Zufalls. »Partir, c'est brûler un peu« ...

Die Menschen interessieren mich – nicht die Bauwerke, die Straße – nicht die Sehenswürdigkeiten, die Atmosphäre einer kleinen Kneipe beschäftigt mich mehr als der Anblick eines großartigen Denkmals, und Bücher sind mir lieber als öffentliche Veranstaltungen. Der Respekt für Historisches ist mir wohl abhandengekommen; ja, ich frage mich, ob ich ihn überhaupt jemals wirklich hatte. In meiner Kindheit habe ich nichts von den Märchen zu hören bekommen, die man gewöhnlich Kindern erzählt. Ich bin nicht dazu gekommen, mich an die Flucht in Märchen zu gewöhnen, sie liebzugewinnen. Sie langweilen mich nur. Und heute ist es zu spät dazu. Märchen lassen mich kalt, die Geschichte gleichgültig. Und ich wäre glücklich, wenn auch ich ihr gleichgültig wäre. Wenn sie mich in Ruhe lassen würde, nachdem sie mir ein Leben lang so hartnäckig zugesetzt hat.

Und dennoch habe ich eines Abends vor dem Reichstag gestanden; und eine halbe Stunde vor dem Checkpoint Charlie.

Beide Verkörperungen der Realität. Zwei Epochen, die einen Dialog in mir führten. Einen Dialog, den ich übrigens immer schon in mir hatte – und immer schon so gerne abgestellt hätte. Wenigstens zeitweilig. Wie natürlich das Bedürfnis nach einer Therapie des Vergessens – wie natürlich aber auch ihre Unmöglichkeit!

Nach einigen Wochen der Isolation begann ich auf die Menschen zuzugehen. Ich kam ins Gespräch mit ihnen, befreundete mich mit einigen. Liebenswürdige und Neugier begegneten mir. Und mehr als das: Wissbegierde und Hilfsbereitschaft. Ich entdeckte allmählich die Seele von Berlin, den Rhythmus und die Vielfalt der Stadt. Ihre Kontraste faszinierten mich – ich beziehe mich dabei nicht bloß auf die so bunt zusammengewürfelte Bevölkerung oder auf die politische und administrative Teilung der Stadt. Sondern ich denke an die vornehmen Villenviertel zwischen den Wäldern und den Seen, an diese bukolischen Enklaven mit ihren wohlhabenden Bürgern, die in solider Sicherheit alle Annehmlichkeiten der Zivilisation genießen können. Und denke an den leichtlebig-sarkastischen Pulsschlag im Zentrum der Stadt, an das Gewirbel von Lichtern und Masken, an die vielen Überschneidungen von Clownerie und Rebellion.

Aber so richtig ans Herz gewachsen sind mir die Berliner, in ihrer Gesamtheit, erst während einer großen Zirkusveranstaltung. Die Art und Weise, wie sie, in Pantomime und Replik, zu idealen Partnern der Clowns wurden und so an dem wunderbaren Roncalli-Abend mitwirkten, war unwiderstehlich und eroberte schließlich auch den allerskeptischsten Zuschauer. Jetzt erst verstand ich auch, warum die Berliner mir immer wieder versicherten, dass Berlin etwas ganz anderes sei als Deutschland, dass Hitler diese Stadt erst nach schwersten Kämpfen für sich gewinnen konnte und dass alles, was heute in Deutschland noch an Lebendigkeit existiert, in Berlin zu Hause ist, in den Spannungen, dem Durcheinander, der Gärung dieser Stadt ...

Die Berliner reden immer wieder über die finsternen Jahre der Naziherrschaft, immer wieder auch über den Status quo

der Nachkriegszeit. Ich ziehe es vor zu schweigen und zuzuhören, auch wenn meine eigenen Gedanken bei solchen Gesprächen ein neues Resonanzfeld gewinnen.

»Glauben Sie mir: Auf einer bestimmten Stufe der Menschlichkeit verstehen sich die Leute von selbst; unabhängig von Sprache und Hautfarbe«, sagt die Dozentin, die Deutsch für Ausländer unterrichtet.

Als ich einer neuen Bekannten meine Verwunderung über die Wärme und Teilnahme gestand, mit denen sie auf meine Befürchtungen und Zweifel einging, bekam ich die schlichte, verblüffende Antwort:

»Wäre ich in Bukarest, würden Sie sich dann nicht genauso verhalten?«

Und ob ich das würde! Ich brauche bloß an die Atmosphäre vor zwanzig, vor fünfzehn Jahren zu denken.

Und dann setzte sie hinzu: »Idealisieren Sie nichts! Müssten Sie hier leben und arbeiten, dann würden Sie sehr bald die Falschheit, die Gemeinheiten und den Neid zu spüren kriegen, die ja auch zu dieser Stadt gehören. Wo Menschen leben, ist niemand davor sicher.«

Wie wahr! Die geschützten Begegnungen, die mein Aufenthalt in Berlin mir ermöglicht, bestätigen das. Ich stehe nicht unter dem Zwang, die Defekte dieser Gesellschaft kennenzulernen, ich kann dem Bösen ausweichen und mich dem Guten zuwenden, das unabhängig von Geschichte und Geografie, Biografie und körperlichem Wohlbefinden ja auch überall anzutreffen ist.

»Niemand wusste, wo Ihr gerade steckt. Deutschland, Amerika, Rumänien. Aber nun habe ich endlich herausbekommen, dass Ihr in Berlin seid. Ich hoffe, dass Ihr die aufreibenden Wochen vor Eurer Abreise gut überstanden und Eure Heiterkeit wiedergefunden, vor allem ein therapeutisches Jahr vor Euch habt«, schreibt der Freund aus Italien.

»Bei uns hat sich seit Eurer Abreise nichts geändert. Mutter ist vollends erblindet. Das Herz macht ihr immer öfter zu schaffen. Es dauert eine Viertelstunde, bis ich sie vom Bett

zum Badezimmer bringe, ihre Beine tragen sie nicht mehr. Die Briefzustellung ist miserabel. Gestern erst haben wir die Ansichtskarte bekommen, die Ihr vor vierzig Tagen abgeschickt habt«, schreibt mein Vater aus unserer vergessenen Bukowina.

»Zunächst möchten wir Sie ganz herzlich begrüßen und Ihnen alles, alles Gute wünschen für Ihren Besuch in Berlin und überhaupt für dieses neue Jahr. Ich kann gar nicht verstehen, dass es Ihnen nicht bekannt ist, dass wir bereits für Sie einen Vertrag abgeschlossen haben«, schreibt die Dame aus Zürich, die sich so freundschaftlich um mich kümmert.

Nun bekomme auch ich wieder Post. Andere Briefe als sonst. Offenere, ohne Verschlüsselungen.